

Die Zeitungszeit

Nr. 6

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1901

Am Wege sterben.

Roman von F. J. Davis.

(Fortsetzung.)

7.

Herr von Malloban war verstimmt, sehr verstimmt war er. Es hatte zu Hause wieder Verbrießlichkeiten gegeben und ernstere als alle Tage. Und seine Frau war von der Art, daß sie lange nachtrug, und daß dann eine Temperatür durch sein Heim wehte — einfach unerträglich, so eine Art Sibiriens, in das er nun leider verschickt ward, in der Josephstadt. Und sibirische Winter sind sehr dauerhaft. „Alle sind sie gegen mich in Verschwörung, Alle,“ mußte er dann denken. „Ausgestoßen bin ich, und ein Auswurf bin ich vor Allen, und sie fressen mein Brot.“

Es war im Sommer. Schon seit Ostern hatte seine Familie die Dornbacher Villa bezogen. Denn seine Frau war von jenem Schlage und aus jenen Ueberlieferungen heraus, nach denen ein eigener Aufsitz in der unmittelbaren Nähe von Wien Schlüsselstein und Bewahrung eines rechten und wohlgegründeten Reichthums ist. Auch braucht man sich nicht zu trennen in der heißen Zeit. „Nicht einen Augenblick will sie mich aus den Augen lassen, damit man nicht aufpassen kann. Und immer spionirt sie hinter mir, wie ein Spizel, wie ein rechter Spizel ist sie zu mir,“ grollte er in sich. „Und sie heßt gegen mich, sogar mein eigen Kind heßt sie gegen mich.“ Er wußte bei sich selber, daß kein Wort an allen diesen Gedanken wahr sei, und fraß sie dennoch mit einer ingrinnigen Freude in sich hinein.

Zu solchen Tagen war mit ihm ein sehr schlechtes Arbeiten. Nichts war ihm stink genug, und kein Auftrag war gemacht, wie er hätte ausgeführt sein sollen. Er jagte die Leute förmlich. Es war ihm ein Bedürfnis, Allen seine Macht zu zeigen. Er war doch irgendwo in der Welt wer, wenn er schon dort als der Garnemand galt, wo man ihn zumeist hätte schätzen müssen. Und zwischendurch grübelte er. Wie war es nur möglich, daß eine Ehe, die so romantisch begonnen wie die seine, so schmachlich endigen konnte?

Ja eben — das war doch das Unglück! Dem die Frau soll den Mann nicht immer unter sich sehen. Sie aber sah ihn noch und für immer so. Aus Mitleid hatte sie ihn geheiratet. Das taugte nichts. Garnichts taugte das. Er wußte das nun bestimmt. Zu spät, wie alles Wichtigste, natürlich. Und seine Olga — nein, die hätte so etwas schon garnicht ertragen. Er beschäftigte sich oft mit dem Gedanken an ihre Vermählung. Die brauchte einen tüchtigen Mann. Einen, vor dem sie Respekt haben mußte. Das war sicher und eine ausgemachte Sache.

„Herr Stara!“

Herr Stara erhob sich und sah mit ehrfürchtiger Verklärung zu seinem hohen Gönner auf. „Wie

der Kerl nur dasteh! Es ist rein ein Wunder, daß er nicht einschnappt!“ wisperte Einer dem Nachbarn in's Ohr. „Malen sollt man ihn so lassen.“

„Herr Stara, erwarten Sie mich heute nach dem Amt.“ Herr Stara verneigte sich, noch etwas beglückter, aber schon mit einem gewissen Selbstgefühl kehrte er zu seiner Arbeit zurück. Der Hofrath aber ging sehr unzufrieden mit sich in sein Zimmer zurück. Was war ihm wieder nur eingefallen? Ueberhaupt, war dieser Stara nicht ein ganz ekelhafter Kerl? Mochte ihn denn Einer? War ihm denn seine Frau grün? Und just er mußte an dem Burschen einen Narren fressen und sich mit dem Burschen schleppen! Aber das war seine verdamnte Gutmüthigkeit. Und dann — er hätte den Tag durchaus nicht allein sein können. „Muß es schon Einer sein, so ist es doch gleichgültig, wer es ist,“ entschied er endlich. „Und er spricht gut Czechisch und hört wenigstens zu.“

Sie gingen zusammen in den Prater. Den haßte Frau von Malloban. Den betrat sie sicherlich nicht in Jahren, und also bevorzugte ihn ihr Gatte für seine Erholung. Herr Stara aber erkannte seinen Schirmherrn faum. Sonst war er doch ein munterer, unternehmender Herr. So leutselig, daß man es recht gut begriff, wenn ihm in seinem steifen und feierlichen Hause nicht recht wohl ward. Sonst zog er mit dem Amtsröcke gern die Amtsmüdigkeit aus. Diesmal war er grämlich und verdrossen. Herr Stara aber schwieg, denn man konnte nie wissen, wie man mit dem Neben ankam und sich so über's Maul fahren lassen, oder sich's verbrennen, o nein, so dumm war ein Böhm' nun einmal nicht.

Endlich begann der Hofrath. Wie jeder Mensch, den das Schicksal in vieler Hinsicht verhöhnt hat, um ihn in einem anderen Sinne desto härter zu treffen, so hatte auch er das Bedürfnis, sich anzusprechen, zu rechtfertigen, gewissermaßen vor sich selbst in einem Anderen. Es verdross ihn schon, daß man immer nur von seinem Glück sprach. Die da meinten, es gehe mit dem Glück allein, das waren Dummköpfe oder Menschen mit einem Linksverstande. Das sind so Leute, die niemals Das errathen, was man von ihnen wünscht. Die bleiben picken, wo sie sind. Er aber war gestiegen und wollte weiter steigen. Er hob sich dabei in den Hüften, rieb sich die Hände und Herrn Stara fiel das böse Wort ein, das im Bureau umlief: „Wie eine hohle Kugel im Wasser.“ Aber er machte sein andächtigstes und ergebenstes Gesicht.

Und dann waren seine Pläne mit Olga. Kam er zu Hause darauf, so sah ihn seine Frau nur mit ihrer überlegenen Gelassenheit an: „Du!“ meinte sie spöttisch. Und er hatte doch mit dem

Mädel Gutes im Sinn. Was? Das wußt' er so bestimmt nicht zu sagen. Aber Großes, daß die Welt staunen und starren müßte. „Ja, der Malloban! Der kann nun einmal mehr als Erdäpfel essen.“ Herr Stara hatte zu diesem Kapitel seine eigenen Gedanken. Weil er aber nicht wußte, ob man sie schon zu würdigen wissen werde, so behielt er sie bis auf Weiteres für sich.

„Ueberhaupt,“ meinte der Hofrath, „sei es ein rechtes Kreuz, wenn man im eigenen Hause nicht ganz verstanden würde.“

Da war schon die Umgangssprache. Er beherrschte das Deutsche vollkommen. Gewiß. Aber es war ihm doch wie eine Amtstracht. Etwas Steifes, etwas Fremdes. Man konnte sich nicht so recht reden darin, sich nicht gehen lassen, ansplanzen. In seinen vier Pfählen aber wollte man doch manchmal den schwarzen Frack, den man nun einmal vor der Welt tragen mußte, oder die Uniform von sich thun und in den Schlafrock schlüpfen oder gar in Hemdärmeln sein. Seine Frau aber verstand dieses Bedürfnis nicht. Sie war nun einmal die steife Deutsche.

Oder, er war nun einmal ein Bauer'sohn. Und der spricht, wie er's zu Hause gewöhnt war, auch einmal mit einem Diensthofen. Oder ist der kein Mensch? Bei ihr nicht; wie sie ihn nur immer angeguckt hat, bis er sich's abgewöhnt! Und man hat auch sonst noch seine Instukke, die nun einmal in Einem stecken. Und sie necken sich immer wieder, so viel man auch gelernt hat. Ist der Bauer lustig, so lacht er; ist er traurig, so weint er; ärgert er sich, so flucht er. Verträgt sie Alles nicht. Und passiert ihm etwas Gutes, so nimmt er sein Weib um die Hüfte und tanzt eine Polka mit ihr. Ist gemein bei ihr. Schickt sich nicht. Neun's aber Einem gut thut? Und immer nur thun, was sich schickt — das ist doch eine Langweilerei. Der Teufel soll's holen!

So hummelten sie, aßen gemeinsam zu Nacht. Alsdann öffnete Herr v. Malloban gerne sein Herz. Stara horchte, immer erwidend und grübelnd und lauernd, ob nicht das Wort aufspränge, dem er nachspürte. Der Hofrath aber, dem Gönnerthum wie Gönnerschaft ein Bedürfnis waren, nahm ihn für völlig harmlos. Vor ihnen, klar schimmernd und frohlich, durchsichtig wie edler Topas, stand das Pilsener, und er trank bedächtig, mit großen Pausen und sorgsam bestrebt, nicht etwa ein Flockchen des Schaumes an seinem Bartte haften zu lassen. Er beherrschte das Wort; nur brach er gelegentlich unermittelt im Satz ab, schlug mit den Fingern einen Wirbel auf dem Tisch und hüftelte verlegen. Dann that er, als sei ihm der Ausdruck,

dessen er eben bedurft, in der immerhin entwöhnten Muttersprache nicht eingefallen. „Ich bitte Sie — man ist ja wie ein Stummer!“ So erzählte er von seiner Jugend. Immer aber nur bis zu einer gewissen Periode seiner Studien. „Aha, da steckt's halt,“ dachte sich Stara, hier bog er im Hasensprung ab, machte sich etwas zu schaffen, stäubte vorsichtig mit dem einen langen Fingernagel die Asche von seiner Zigarre oder er zerkrümelte ein Stück Weißbrot, thürmte vor sich ein zierliches Häufchen, mit dem er alsdann spielte. Oder er begann, schnippend mit den Fingern, irgend eine Weise zu pfeifen, wie sie eben von einer nahen Musikpelle herüber der Praterwind zu ihm trug.

Er machte kein Hehl daraus, daß er in seiner Ehe nicht glücklich sei. Unbefriedigt und nicht glücklich in seinen vier Pfählen, nicht gewürdigt in seinen Bedürfnissen. „Ich hab' ein böhmisches Herz.“ Was er darunter begriff, sagte er nicht oder war müde sich's zusammenreimen. Aber seine Tochter hatte es nun einmal nicht geerbt. Seine Frau aber? „Ich bitte Sie, probieren Sie einmal gefälligst und belieben Sie zu versuchen, einmal mit ihr lustig zu sein. Die Augen! Nicht einmal im Schlimmen meine ich's, nein, belieben Sie nur ihr einen Spaß zu erzählen, einen kleinen Spaß. Wie ihn sonst auch Damen, wirkliche Damen gerne hören und ganz hübsch lachen dazu oder einen kleinen, hübschen Schlag mit Fächer oder Taschentuch thun nach Ihnen. Sie schütteln den Kopf? Sie tranken sich's nicht? Nun also, Herr Stara — da sehen Sie selbst!“

Und dennoch zog ihn das Weib an. Unwiderstehlich. Nur nicht seines. Seine eigene Jugend kam ihm vor Herrn Stara zu Sinn, war er erst vertraulich geworden. Er fühlte sich als Wegweiser und somit zu aller Ehrlichkeit verbunden. Soweit sie sich mit Rang und Aller vertrat — natürlich! Er unterhielt Verhältnisse. Gewiß und mancherlei. „Schlimm genug, daß man sich so zusammenkollern mußte, was man eigentlich an einer einzigen haben sollte. Denn das Rechte ist ja doch nur die Ehe. Bitte, sich das zu merken. Nämlich im Ideal“ — ein Wort, das er sehr liebte, als erziehend. Das wollte Frau Helene. Es kostete Geld und vermehrte somit ihr Uebergewicht über ihn. Sie müßte das aus, „ein Erbarmen kann sie nicht in sich“. Und er hüftelte verlegen hinter nach. In der Regel schwieg sie dazu. Einmal aber hatte es etwas Furchtbares gegeben. Sie wollte sich scheiden lassen. „Und warum? Wegen nichts, was nicht in jedem Hause vorzukommen kommt, wie meines.“ Er hatte das hinterzogen. Er konnte keinen Skandal brauchen. Aber — völlig unterworfen hatte sie ihn sich damals. Sie hielt keine Erziehlerin mehr. Und jeither: „Ja, was wollen Sie machen? Sie will ichon gar nichts mehr wissen von mir. Dann habe ich doch gleich in's Kloster gehen können, wenn ich so leben wollte. Das ist eine sichere Sache oder nicht?“

Er hatte immer Glück bei Weibern gehabt. Immer und so viel, daß er nicht einmal ruhredig dessen gedachte, sondern wie einer Sache, die sich ganz von selber versteht. Das begriß sich auch nach seiner Entzweiung und nach seinen Umgangsformen ganz gut. Dafür aber, wovon Frauenzucht bedingt wird, hatte er seinen Lehrling. Das ist nämlich nicht so leicht und nicht so einfach. Er flocht immer zu Beginn in seinen Ausführungen und sah sich um, ob auch kein Bekannter in der Nähe sei oder sonst wer horche.

„Gar nicht, mein lieber Herr Stara. Und warum kommt man sich bei einem, welchem sie nachsehen, wie ist das nur möglich? Und wieder bei einem Andern, welcher ihnen nachläßt, versteht man's wieder nicht: So ein hübscher Mann hat Geld, ist nobel, und er kann so gar keine einholen, die er nicht! Hat so gar kein Glück. Und alles Glück kommt durch's Weib, nicht vom Weib. Nämlich: Man muß nur so das Gefühl in sich haben. Einmal wird Jede, Frau oder Mädchen, aus sich heraus schwach. Und wer gerade da ist und hat das Gefühl in sich und spürt's! Jetzt ist der

richtige Augenblick — der hat's genommen — und nachher hängt sie ihm schon sich selber an. Manchmal mehr, als ihm lieb ist. Und ob's, was man so sagt, der Rechte ist oder nicht; wenn er sich nur nicht befinnt und nur nicht zweifelt. Nicht zu früh und nicht zu spät. Denn Die, bei der's lange dauert, daß man sich's überlegen kann, dieser Augenblick oder Zustand nämlich, Die — da ist's nicht der Mühe werth, daß man davon redet als von einem Glück. Und überhaupt,“ er wies mit seiner schönen Hand, mit der er überhaupt gerne demonstirte, nach dem Windleuchter auf dem Tische, „sehen Sie wie das ist. Da sind zwei spitze Flammen. So wie man die Irwische malt, so spiegelt sich die Kerze in der Glaskugel. Und die Flammen tanzen und sie züngeln aneinander und sie neigen sich und umschlingen sich und sie sind sehr hell und man glaubt ihnen ihre Hitze. Und das ist der Eindruck, welchen die Frau macht auf den Mann, welcher nach ihr geht. Und es ist, wie sie weiter sehen, zwischen diesen beiden Irwischen etwas Dunkles, wodurch sie zusammenhängen und getrennt sind, und welches um so dunkler ist, weil da herum so viel Licht steht. So glaubt der Mann in jedem Weib ein Geheimniß, jecklich genommen, ein Dunkles, und er möchte, daß sich ihm nur und ihm dieses Geheimniß offenbaren soll. Und darum lockt sie ihn immer wieder. Mindestens mich.“ Er senkte und zündete sich eine neue Zigarre an.

Er hatte sich warm gesprochen. Nun verstummte er. Ganz, als sei ein Uhrwerk zum Stehen gekommen. Er sah nach der Uhr, zahlte und ging. Denn es war an der Zeit, wenn er nicht den letzten Pferdebahnwagen verlassen wollte. Stara trug ihm befehlen und unterwürfig den Ueberzieher bis zum Praterstern. Der Wagen rollte heran und die freundliche, blaue Laterne schien klar durch die helle Sommernacht. Um die Beiden, während sie das Stückchen Weges durch den Prater gingen, war ein Jauchzen ferner Musik. So inharmonisch sie aus dieser oder jener Streife tönen mochte: das Räßeln der Ziehharmonikas, das Schnarren der Drehorgeln, das Brausen, Dröhnen, Klirren einer Janitscharenmusik — die Gesamtheit gab dennoch einen tollen, kräftigen, jubelnden Einklang. In den Baumtrönen rauschte es, läßt, von einer zur anderen überlaufend. „Wie von seidenen Schleppen,“ mußte Stara denken, dem das Knistern eines Kleides noch Herzklopfen bereiten konnte, der Reiz des Weibes noch ganz und ursprünglich und ohne Reflexion lebendig war. Er empfahl sich und der Hofrath fuhr dahin, durch die stille Juninacht, in der er dem so viel jüngeren Genossen sich offenbart. Durch die breite und geböhrte Praterstraße ging's über eine klingende und unter der Nacht des Wagens leise schaukelnde Brücke; den Strom entlang, aus dessen sehr dunkler Fluß die Lichter von beiden Ufern herauf grüßten, gereiht wie flammende, versunkene Säulen. Die Stadt war schon sehr still; nur das eintönige Klappern der Hufe klang einschläfernd, und die Funken stoben vom harten Pflaster, wenn ein Roß sich im Anziehen dagegen stemmte. Die sehr lange Alferstraße durch. Die Mitfahrenden verloren sich allmählig. Dem Hofrath gegenüber sah ein junges, frisches Mädchen, sauber und mit keiser Gefallsucht bei aller Einfachheit hergerichtet, ganz still und stillsam. Und wie der Wagen mit leisem Klirren der Fenster und jachte schwingend — denn auch der Kutsher spuckte sich heimwärts — an einem Hotel vorüberrollte, aus dessen Garten noch Lichter glommen, so erstand in dem hübschen, frühlichen Gesichtchen ein halb verschämtes Lächeln, heimlich, wie es nur einer Erinnerung gilt, die man sich gerne selber verschweigen möchte, ohne sie doch unterdrücken zu können. Herr von Malloban merkte es. Er hatte für derlei ein Auge und war bald in sehr angeregter Unterhaltung mit seinem Gegenüber, von dem er sich endlich mit einem Händedruck und gestärkten: „Allo — auf Wiedersehen!“ an der Ecke einer jener Straßen verabchiedete, die schon in braune Alfergründe verlaufen. Hier lobnt der Bodenbau nicht mehr, der Verkauf noch nicht so, wie er's an der Griesmarkt der Großstadt in Bälde thun wird. Er blieb nach dieser kurzen und verheißenden Zeremonie allein und recht vergnügt mit seinen Ge-

anken. Ihm zur Linken stieg der Schlot einer aufgegebenen Fabrik schwarz in die Nacht; ihm zur Rechten schimmerte eine weiße und geböhrte Mauer. Dann ein Baumgang, dessen plötzliche Schatten dunkel in seine Seele fielen und beklemmten nach dem freieren Rundblick, den man kaum gehabt. Die Pferde schnoben heftig. Der Wagen hielt.

Durch hügelige, lose Gassen stieg er aufwärts. Jede Spur von Gutlaunigkeit war verfliegen, er sah in der Dunkelheit recht gedrückt und verfallen aus. Er zersann sich und verwünschte seine Geschwägigkeit. Jedes Wort des ganzen Abends rief er sich in's Gedächtniß zurück. Mit einem Male, wie er einsam und zögernd, wie immer, wenn er nach Hause ging, dahin schritt, kam ihm Herr Stara gar nicht mehr so harmlos, sein Vertrauen sehr übel angebracht vor. Der Bursch hatte was Bauern des „Bart' nur, Söhnchen, ich werde Dir's schon zeigen,“ dachte Herr von Malloban, der ebenso launig wie wohlwollend war. Aber nein — er hatte sicherlich kein Wort gesprochen, das Den auf die richtige Fährte bringen konnte.

Er spie vor sich aus. „Es ist gut, daß man sich nicht selber in's Gesicht spucken kann,“ lachte er. Aber was war das für ein Leben! Lohnte das den Reichthum, der ihn umgab, die schöne und schnelle Laufbahn, die er gemacht? Wenn man sich immer fürchten mußte — vor sich selber und vor seiner Frau; vielleicht war Die noch wach und hatte eines jener Worte für ihn bereit, die trafen wie Ohrfeigen — immer in's Gesicht, mitten in's Gesicht!

Er blieb stehen und hielt sich die Ohren zu. „Nestte ihn da nicht Jemand? Du schuft? Dann hob er den Stock drohend, als stünde sie vor ihm und sähe ihn an mit den hübschen Augen und den fatalen Lächeln um den Mund, und er fände endlich den Muth und die Kraft zu dem Einen Hieb, der geführt mit dem Groll von Jahrzehnten, sie trafe. Der brächt' ein Ende. Aber — er war zu feig dazu zu feig, zum Selbstmord zu feig, zu Allem zu feig. Hätte sie ihn doch damals lieber seinem Schicksale überlassen! Welcher Teufel trieb sie, sich in ihn, gerade in ihn zu verlieben, der so gar nicht zu ihr paßte? Und wenn sie, fortgerissen von Mitleid, als der arme Student vor Hunger in ihrem Hause ohnmächtig wurde, sich seiner annehmen wollte, warum mußte denn gleich geheirathet sein? Freilich, es hatte ihr gefallen. Und sie war unschön und zurückgesetzt neben glänzenderen Geschwistern. Und sie hatte nur einen Mann, und gar einen, der ihr dankbar sein mußte für Alles. Aber — was war das schon für eine Brautzeit gewesen! Dies beständige Erklären, wie man ihm das Mädchen gerührt von seiner Noth, gegeben hätte. Und weil er doch wohl eine Zukunft habe. Gegeben? An den Hals hatte sie sich ihm geworfen in der schamlosesten Weise. Und nun erdroßelte sie ihn so in ihrer Umklammerung. Die elende, die herzlose, die schlechte Person, die! Wie er damals nur nicht begriffen hatte, was für eine Demüthigung das für ihn war! Ein Räthsel, wie man so blöde sein kann.

Aber — er war auch ein Fämmerling. Hätte er sich's nicht schon tausendmal verschworen; hätte seine Frau nicht Recht, wenn sie ihn einen Lumpen hieß, der ihr so oft sein Ehrenwort gegeben und es immer wieder gebrochen? Und doch hatte er heute wieder angebandelt? Aber die konnte lange warten die von heute. Hübsch war sie freilich. Ja richtig wohin hatte er sich sie nur bestellt? Diese Weiber geschichten! Und er konnte sie nun einmal nicht entbehren, nicht leben ohne die Aufregung, die er von ihnen empfing. Und die Seinige konnte nun durchaus nicht verzeihen. Freilich — die Geschichte mit der Fanny war sehr schlimm gewesen. Denn Olga war damals nicht mehr so ganz Kind und man hatte ängstlich Verstecken spielen müssen. Der Kacker der! Was sie nur für verliebte Augen gemacht, von Tage, wo sie ins Haus gekommen war, bis sie ihn hatte! Und um ihn gestrichen war sie, recht wie die falsche Kacke, die sie war. Und ihr Gethu um Olga: Siehst Du, an Deinem Kinde zeig' ich Dir's, wie lieb ich Dich hab', und ich kann Dir's nicht zeigen! Und es war eine sehr hübsche Heimlichkeit geworden, und er hatte ihr gegeben, was

sie mochte, und sie mochte eben nicht wenig, die durchtriebene Person, die so ehrbar that. Warum denn nicht? Freilich — alsdann dies böse Ende!

Wer konnte sich aber auch immer solcher Niederträchtigkeit versehen, daß sie hinfies und der Frau Alles erzählte? Und nicht in den Erdboden sank — die Schamlose!

Und was das nur gekostet hatte und was diese Sachen noch immer kosteten. Ein Vermögen für sich hätte er so sammeln können. Und dennoch — was war sie reizend gewesen, eh' sie so ausgeartet war. Und wie süß diese Heimlichkeit in Winken vor Aller Augen und Worten vor Aller Ohren, die Niemand begriff, nur sie Zwei! Er seufzte melancholisch und wieder begehrtlich. Aber seither hatte ihn seine Frau in der Hand. Und er war ja auch noch einmal im Hause selber rückfällig geworden. Freilich schon mit einer Angst, die ihn sich selber verrathen ließ, schon in allen Anfängen, bis sie die Diener förmlich gegen ihn organisiert hatte. Das mühte nicht sein. Und hatte er nicht seinen Theil des Paktes ehrlich gehalten? War er nicht wer? Hatte sie nicht den Adel, nach dem es sie so verlangt als echte Wienerin? Das aber galt nichts. Immer wieder wurde die Peitsche über ihn geschwungen, die ihn zermürbte und brach. Immer wieder ward in der häßlichen Vergangenheit gerührt. Geld, die Fanny, die dich um deiner selbst Willen geliebt? Und die gute Sabir? Er wendete mit einer jähen Bewegung den Kopf zur Seite, als stünde sie neben ihm und züchte ihm ihr „Paß dich zusammen, du...“ in's Ohr. Die Otter, die! War sie nicht mehr, als sie erwarten konnte, geworden für ihr Geld? Er aber? Was hatte er von seinem Reichthum? Seinen Ehren? Er stieß die flache Hand von sich, als würde er damit Alles von sich, was ihm vom Leben zu Theil geworden war. Und konnt' er etwas dafür, daß er nun einmal so war? Daß ihm sein Weib gar nicht mehr gefiel? Und wär' sie nur anders zu ihm gewesen. Nicht so schrecklich streng und zurückhaltend, daß man immer eigentlich Furcht haben mußte vor ihr. Er wäre anders geworden. Gewiß, und ganz anders. Aber sie kannte kein Erbarmen in sich.

(Fortsetzung folgt.)

Im namenlosen Hause.

Von Emil Rosenow.

(Schluß.)

Der Reichstag verfügt noch über eine Anzahl Arbeitszimmer, in die sich der Abgeordnete zurückziehen kann, wenn er ganz ungestört sein will. So findet er in jeder Hinsicht die größte Bequemlichkeit, die sich nicht bloß auf die Abgeordneten, sondern auch auf die Journalisten erstreckt, die letzte Großmacht, die den Verhandlungen des Hauses erst nach Außen hin ihre Bedeutung giebt.

Neben dem vom Volke gewählten Abgeordneten giebt es im namenlosen Hause noch eine andere Körperschaft, die großen Einfluß auf die Gesetzgebung besitzt: der Bundesrath.

Wenn man den Präsidialvorraum durchschreitet und durch die großen Glasthüren der Ost-Eingangshalle tritt, gelangt man in einen prächtigen Saal, der gleich dem des Präsidiums eingerichtet ist. Die Wände und die Bildhauerarbeiten sind in istrisch-dalmatischem Kalkstein gehalten. Das kunstvolle, massive Gestühl mit seiner Ueberpolsterung aus herrlichster Lederarbeiten giebt dem Saal ein vornehmes Gepräge. Das ist der Vorraum des Bundesrathes. Geradezu sind zwei Flügelthüren. Die eine führt in den Hauptsitzungsraum des Bundesrathes, einen wundervollen Prunkraum, der erst halbvollendet ist. Ein hufeisenförmig angelegter Berattingstisch zieht sich durch denselben, und die darauf liegenden Schreibmappen tragen die Namen der einzelnen deutschen Bundesstaaten. Daneben liegen zwei Ausguckstühle.

Der Bundesrath hat zur Zeit, die Stellvertreter mitgerechnet, 138 Mitglieder. Er stellt die eigentliche Reichsregierung dar, denn in den Bundesrath

senden die einzelstaatlichen Regierungen Deutschlands ihre Vertreter. Soeben ist eine Sitzung des Bundesrathes beendet. Sie dauern in der Regel nicht lange, denn es geht dabei geschäftsmäßig und förmlich her. In den weitaus meisten Fällen bestehen ja keine Gegensätze zwischen den Regierungen. Sie haben gegenüber den Abgeordneten drinnen im Saale alle ein und dasselbe Interesse, und wenn wirklich einmal Meinungsverschiedenheiten bestehen, bringt aus den sorgsam verschlossenen Thüren nichts davon in die Oeffentlichkeit. Wie die Herren jetzt aus dem Sitzungszimmer in den Vorraum strömen, steht man vorwiegend alte, im Staatsdienste grau gewordene Beamtenköpfe. Sind es nicht die Minister der Einzelstaaten selbst, so sind es ihre Stellvertreter: Geheimräthe, Ministerialräthe, Generalstaatsanwälte, Staatsräthe, Finanzräthe, Militärs usw. Sie vertreten das Interesse der Regierungen gegenüber dem Reichstage und wenn sie hernach auf der Bundesraths-Strade stehen, so zeigt sich auch in ihren Mienen die völlige Uebereinstimmung mit den Maßnahmen, welche die Reichsminister getroffen haben.

* * *

Im großen Sitzungssaal. Es ist heute ein „großer Tag“, denn es steht eine wichtige Vorlage der Regierung auf der Tagesordnung. Seit Langem ist draußen im Lande in den Versammlungen, in der Presse der Parteien der Kampf für und wider geführt worden. Die Fraktionen haben fast allabendlich Sitzung abgehalten und aus den dunklen Andeutungen, die aus den Fraktionszimmern gedrungen sind, weiß man, daß es heftige Debatten geben wird. So ist denn auch ein großer Andrang zu den Tribünen. An der Kartenausgabe im Erdgeschoß am Reichstagsplatz stehen bereits seit einer Stunde in langer Reihe die Kartensucher, andere Gruppen warten im Erdgeschoß auf einen befreundeten Abgeordneten, der sie heraufholen und ihnen einen Platz in der Abgeordnetenloge anweisen läßt. Denn es ist nicht mehr wie im alten Reichstag. Die Fraktionen des Hauses erhalten jede eine bestimmte Anzahl Karten, die sie an ihre politischen Freunde vergeben können. Außerdem sind beim Präsidenten und beim Direktor eine beschränkte Anzahl Karten zu haben. Doch an „großen Tagen“ ist für den Kartenbegierigen oft guter Rath theuer und es bleibt nichts übrig, als zu warten, bis Jemand, mit dem Redegeschehen, die Tribüne verläßt und seine Karte zum Präsidenten gelangt. Aber dann haben sich oft bereits zehn bis fünfzehn Abgeordnete vorzuerufen lassen, so daß es lange dauert, bis der Harrende Zutritt zur Tribüne erlangt. Deshalb haben sich die Tribünenbesucher schon zeitig eingefunden und in der Wandelhalle stehen sie so zahlreich, daß man kaum hindurch kann.

Im großen Sitzungssaal füllen sich langsam die Tribünen. Der Saal macht in der gedämpften Tagesbeleuchtung, mit seinen, aus kunstvollen Grünenden, ganz mit S. Iwert bekleideten Wänden und namentlich der kahlen mit rötlichen Stoff überspannten Dünwand, welche einmal Gemälde schmücken sollen, seinen halbbogenförmigen, gangdurchbrochenen Pultreihen und braunen Lederfüßen einen sehr nüchternen Eindruck. Dabei ist es schwierig, auf den Tribünen zu verstehen, namentlich wenn die Abgeordneten vom Plage sprechen, denn der Saal erreicht in seiner Ausdehnung die äußerste Grenze der Hörfähigkeit. Er ist mehr als doppelt so groß als der Sitzungssaal des Hauses der Gemeinen im englischen Parlament. Dort giebt es überhaupt keine Pulte und die Abgeordneten müssen auf langgestreckten Nothhaarbänken Platz nehmen, die bei starker Befestigung des Hauses noch nicht einmal Jedem einen Platz bieten. Noch ist der Saal leer. Nur auf der Bundesrathsstrade, zu der zwei Treppen emporführen, hantieren ein paar Diener und bringen das Schreibzeug in Ordnung. Auf dem hochgelegenen Präsidialtisch mit dem reichgeschmückten, in Schienen laufenden Präsidientisch und Stühlen für die Bureaumitglieder steht die Klingel, die halb schrill durch den Saal tönen wird. Unmittelbar vor dem Präsidententisch ist die Rednertribüne und darunter die Plätze der

Stenographen mit dem „Tisch des Hauses“ und den Abstimmungsurnen.

Jetzt sind die Zuschauertribünen gefüllt: die Präsidentenloge gegenüber dem Präsidententisch, die Abgeordnetenloge, die Loge für das übrige Publikum. In der Hofloge hat eben ein einsamer Besucher Platz genommen, auch in der Diplomatenloge und der Loge des Bundesrathes sind die ersten Besucher erschienen. Das meiste Leben aber herrscht bereits auf der Tribüne der Presse. Dort harret man mit gespitzten Federn der Dinge, die da kommen werden, und man tauscht boshafte Bemerkungen aus über die Abgeordneten, die von Zeit zu Zeit durch die „Hammelsprungthüren“ rechts und links in den Saal treten. Direkt mit der Journalistentribüne verbunden sind im Zwischen- und Obergeschoß die zehn Arbeitszimmer der Presse und zwölf Fernsprechstellen, die den Verkehr mit den Redaktionen vermitteln. Auch eine besondere Restauration, der berühmte „Ententeich“, liegt inmitten der Räume.

Inzwischen ist oben der Präsident Graf Ballestrem erschienen, und die Schriftführer sind an ihre Plätze gegangen. Der Graf hat eine Priße genommen, auf die große Saaluhr gesehen und, nachdem er sich überzeugt hat, daß es eine Viertelstunde über Eins ist, giebt er den Dienern ein Zeichen. Die drücken auf die Telegraphen, die sich vor den Schriftführerplätzen befinden, und bald lockt helles Läuten die Abgeordneten aus allen noch so verschwiegenen Winkeln des Hauses in den Sitzungssaal. Auf der Bundesrathsstrade wird es lebendig und bald ist auch der Saal dicht gefüllt. Jetzt schwingt der Präsident die Glocke, die Sitzung ist eröffnet.

Während einer solchen Sitzung wie der heutigen, in der der Bundesrath und die Fraktionen des Hauses fast vollständig anwesend sind, sieht man auch alle durch die langjährige Zugehörigkeit zum Parlament bekannten Gesichter. Zunächst fällt unser Blick auf die Bundesrathsstrade und die Plätze der Reichsminister. Indessen, hier zu sitzen, stößt auf Schwierigkeiten, weil am Ministertisch seit Jahren nur der Wechsel das Beständige ist. Skizziert man hier einen der Minister, so ist es unsicher, ob die Skizze beim Erscheinen dieser Arbeit noch aktuell ist; inzwischen hat vielleicht bereits längst wieder ein Anderer auf dem Ministerstuhl Platz genommen.

Interessant und beständiger wird erst das Bild bei einem Blick auf die Fraktionen. So groß auch der Wechsel in ihren Mitgliedern bei einer jeden Neuwahl zum Reichstage ist, in ihren Führern bleiben doch die Fraktionen zumeist unverändert, und so begreift es sich, daß die Fraktionsführer durch die Länge der Jahre im Hause einen bedeutenden Einfluß gewinnen. Im Verhältnis hat die Rechte des Hauses die geringste Zahl charakteristischer Köpfe aufzuweisen. Schon an den Gesichtern erkennt man, daß diese Herren alle ehemalige Militärs und Verwaltungsbeamte sind und es als einen unerhörten Zustand empfinden, daß der Parlamentarismus sie zwingt, sich unter die Beschlüsse einer Mehrheit zu beugen, die auf Grund eines gleichen Wahlrechts gewählt ist. Sie, die auf ihren Rittergütern und alten Herrensitzen kleine Könige sind, treten auch im Reichstage mit diesem Selbstbewußtsein auf. Den Forderungen der Linken setzen sie höhnischen Protest entgegen. Aus ihren Familien- oder Gesellschaftskreisen gehen die Minister hervor; man erkennt dies schon an der Art, wie zwischen den Ministertribünen und diesen Abgeordnetenreihen der lebhafteste und freundschaftlichste Verkehr stattfindet. Es giebt in der ganzen konservativen Fraktion vielleicht nur Einen, der eigene Gedanken produziert und dieser ist Graf Kanitz, der Preisrichter der nothleidenden Landwirthschaft und Vater des berühmten Antrages Kanitz. Wenn seine lange Gestalt mit dem etwas schläfrigen Gesichtsausdruck auf der Tribüne erscheint, kann man sicher sein, freis einige besonders scharfsinnige Pfiffigkeiten zu hören, mit denen den Junfern Profite zugehantelt werden sollen — auf Kosten des Volkes. Außer ihm giebt es keinen namhafteren Parlamentarier unter den Konservativen. Der alte Landesdirektor v. Levetzow, der ehemalige Präsident, der die konservativen Herren eigentlich um die Anwartschaft auf die Präsidentenwürde gebracht hat, als er

bei der verteilten Bismarckfeier, mit einer im Sande verlaufenen Demonstration, seinen Platz verließ, zählt kaum mehr mit. Der hagere, feudale Landrath v. Klindowström ist nur ein Sozialistenwähler mit berühmtem Pech. Den parlamentarischen Gelegenheitsredner Dertel, den früheren Leipziger Oberlehrer, kann man nicht unter die hervorragenden Parlamentarier zählen und der Chefredakteur des namhaftesten konservativen Blattes, der „Kreuzzeitung“, der Dr. Kropatschke, erweckt im Reichstag nur dann heitere Beachtung, wenn er plötzlich, inmitten der Rede eines Kollegen, einen seiner fürchterlichen Nieser losläßt, die durch den weiten Saal dröhnen wie ein Pistolenknall.

An die Konservativen schließt sich die Reichspartei an, früher auch die Botzschasterpartei genannt, ehe der Großindustrielle Stumm sie unter seinen besonderen Einfluß brachte. Jetzt ist er ihr Haupt und Gebieter. Wenn er, zwischen seinen Fraktionskollegen thronend, sich den weißen Bart streicht oder, das Wort ergreifend, in einer hastigen, sich überstürzenden, erregten Sprechweise gegen die äußerste Linke losdonnert, gegen die Arbeiterorganisationen, in einer selbstherrlichen Art, die keinen Widerspruch dulden möchte, so versteht man, warum er den Beinamen des Industriekönigs von Saarabien erhalten hat.

In der Reichspartei sitzen auch die beiden Silberapostel des Reichstages, die unermüdet sind in Vorschlägen zur Verschlechterung der Währung: Dr. Arendt und Karborff. Die Beachtung, die die Silbermänner ehemals gefunden haben, ist zusehends im Schwanden. Von der Rechten abgesehen, hört heute Niemand im Hause ihren Gründen mehr ernsthaft zu.

Uebergeht man die Polen, die „polnische Hofpartei“ mit den unansprechlichen Namen, das Hauptlein der Antisemiten, welches nun bald auf ein Nichts zusammengekrumpft sein wird, so stoßen wir beim Zentrum auf ein paar interessante Köpfe. Aus der Menge der wohlbeleibten Rentiers, Entscheider, Gelehrten usw. ragt der Dr. Lieber hervor, der gleich vorn an der Tribüne sitzt. Er hat im Zentrum die Rolle, die ehemals Windhorst spielte, auszufüllen. Aber er spielt sie mit wenig Geschick. Wenn der kleine Mann, in dem feierlichen Brautrock und den hübschen Hügen, auf der Tribüne steht, dann zwischen dem langsam gepflegten Prophetenbarock langsam, mühselig und selbstgefällig die Silben, die Worte, die Sätze hervorkommen, während hinter den Gläsern der goldenen Brille die kleinen Augen blitzen, fragt sich Jeder im Hause: Wozu die Mühe? Man weiß ja doch, daß das Zentrum Alles bewilligen wird. Die Zeiten sind längst vorüber, da diese Herren eine geschickte Oppositionspartei waren, die als Verfolger die Massen katholischer Arbeiter an sich festhielt. Die Windhorst und Reichensperger sind längst von der Bildfläche verschwunden und die, die geblieben sind, wie Ballestrin, der das berühmte „Hui!“ dem Fürsten Bismarck zurief, haben sich in ihrer Stellung zu den Männern am Ministerische längst gewandelt. Das merkt man auch dem Sozialpolitiker des Zentrums, Dr. Hüge, dem Ministerischen Medizinalprovisor an, der in allen sozialpolitischen Fragen „freiwilliger Regierungskommissar“ ist und den parlamentarischen Häuptern des Zentrums, denen die guten Beziehungen zum Ministerische über Alles gehen, es es sich nun um den Prinzen von Arnberg, den ehemaligen Legationssekretär und jetzigen Vorleser kolonialer Unternehmungen, den Freiherrn von Herffing, den „Reichsmann der Krone Bayern“ mit dem feingebildeten Gesichtsausdruck, um einen Dr. Daxen oder um einen Jüngling, der so erbittert die gefährlichen Sozialdemokraten bekämpft, um sich möglichst mit ihnen zu veröhnen, handelt.

Hier an die Klänge der Herren des Zentrums hören die ihrer erbitterten Feinde aus der Kulturkampfpartei, die aber mit ihnen zumeist eines Sinnes sind: die Nationalliberalen. In der nationalliberalen Fraktion theilen sich heute der Kasseler Rechtsanwalt und Stadtrath Beyerhagen, der Sauerländer Postdirektor Hüging und der Elberfelder Dr. Götter in die Herrschaft. Die Zeit ihrer ausschlaggebenden Stellung in den Plenaritzungen des Reichstages ist für immer dahin, und so ist die

nationalliberale Fraktion, auch entsprechend ihrer Zusammensetzung, bei den Beratungen zumeist ein Anwalt der großindustriellen Interessen.

Auf die Nationalliberalen folgen im Saale die Freisinnigen und süddeutschen Demokraten. Zunächst die Richter-Leute, die von denen um Richter abgeprengt sind und eine eigene Fraktion bilden. Außer Richter, mit seinem Turnwater Fahn-Kopfe und seiner weichtlichen Beredsamkeit, seiner Opposition, die das Müßigat gebrochen hat, findet höchstens noch Dr. von Siemens aufmerksame Zuhörer, weil er, das Haupt des Kapitalpolyphen Deutsche Bank, der Einzige aus der Hochfinanz ist, der noch zum Freisinn hält. Doch sind die Tage seiner Fraktionszugehörigkeit gezählt, denn er gilt seit Langem als Anwärter auf einen Ministerposten.

Auf einen entschiedeneren Ton gestimmt ist die Opposition, welche die Richter-Leute dem Ministerische machen. Hier fällt aber fast noch mehr wie bei den Richterianern die Bedeutung der ganzen Fraktionsfähigkeit mit der Persönlichkeit des Führers zusammen. Richters lange parlamentarische und politische Thätigkeit, seine Beherrschung des Statuens, seine hervorragende Rednergabe, unterstützt von einem an dem Ministerische gerichteten Sarkasmus, haben ihm die parlamentarische Stellung verschafft, die er heute einnimmt und die auch durch das Zusammenkrumpfen seiner Fraktion nicht erschüttert wurde. Wenn er im Plenum spricht, ist er der allgemeinen Aufmerksamkeit sicher. Aber was seine Stärke ist, ist zugleich auch seine Schwäche. Er macht Opposition nach der Art eines bedächtigen kaufmännischen Rechners, der da findet, daß der gleiche Zweck mit weit weniger Kosten erreichbar gewesen wäre, und der im Prinzip schließlich doch die Rechnung, wenn auch mit Abstrichen, zu bezahlen bereit ist. So ist er nur groß in Kleinigkeiten. Dieser ehemalige preussische Regierungsrath, den die Verjagung der Bestätigung als Bürgermeister von Neudorf und eine zwangsweise Verjagung zur Regierung nach Bromberg, in den politischen Kampf getrieben hat, ist eine übrig gebliebene Säule aus jener Zeit, da das preussische Beamtenthum in Rheinland und Westfalen noch fortschrittlich gestimmt war und in offener Fehde gegen das Junkerthum stand. So erschöpft sich Richters Opposition in einer unfruchtbaren Kritik, die durch ein ödes Manchesterthum in allen wirtschaftlichen Fragen vollends stumpf gemacht wird.

Ein Anhängel der Richter-Leute sind die sieben süddeutschen Volksparteiler, die unter der Führung Payer's, des Stuttgarter Rechtsanwalts und Präzidenten der württembergischen Kammer stehen. Zwei Originale in dieser kleinen Fraktion sind die Brüder Hausmann. Ihre Vornamen und die beiden Wahlkreise Balingen und Böblingen sind die einzigen Unterschiede zwischen ihnen. Sie wohnen beide in Stuttgart und sind beide Rechtsanwälte. Wer den kleinen Kürschner zur Hand nimmt, wird erstarrt über die frappante Ähnlichkeit der Hausmann's sein, die Zwillingbrüder sind. In Wirklichkeit ist die Ähnlichkeit noch größer; sie tragen Schnurrbart und Haar auf dieselbe Art, denselben Kragen, dieselbe Kravatte, dieselbe Kleidung. Hierdurch werden sie zum Verwechseln ähnlich. Unter den vielen Scherzen, die über sie kolportiert werden, sei hier einer erzählt: Hausmann-Balingen ging zum Barbier und ließ sich rasiren. Zuorkommend und gründlich wurde das von dem dienstbestimmten Verschönerungsrath besorgt, der darauf seinen Gast höflich zur Thür hinaus komplimentierte. Draußen aber begegnete der rasirte Hausmann-Balingen dem unrasirten Hausmann-Böblingen, der darauf dasselbe Gesicht aufsuchte. Das Entsetzen des biederen Barbiers über die Schnelligkeit dieses Bartwachses löste sich erst, als er erfuhr, daß er es mit Zwillingbrüdern zu thun habe.

Auf der Höhe der Linken sitzen im Saale die Schlag-Lothringen, die zwar keiner Fraktion angehören, jedoch im Reichstage gemeinsam handeln. Ihre politische Thätigkeit erschöpft sich im Protest gegen die reichsdeutschen Ausnahmegeetze und die reichsdeutsche Verwaltung in Schlag-Lothringen. Diese fünf Richter, zwei Rechtsanwälte, Redakteur, Bier-

bräuer und Mentner sind aber beileibe keine Freieitskämpfer ihres Volkes. Sie sind meist nur zu gegen bei speziellen Landesangelegenheiten und, sofern sie sonst erscheinen, zumeist bloß, um bei irgend einer reaktionären Handlung zu helfen. Ihre Politik ist im Grunde eine ebenso unfruchtbare, wie die der Deutsch-Hannoveraner und Polen auf der Rechten und der vielen „Wilden“, die sich durch das Haus vertheilen.

Die Sitze der äußersten Linken gehören den siebenundfünfzig Sozialdemokraten, die damit die zweitstärkste Fraktion des Hauses sind. Entsprechend der Zunahme der Zahl ihrer Sitze, ist auch ihr Einfluß im Hause beständig im Steigen begriffen. Ihre Erfolge bei den Massen draußen im Lande, ihre geschickte parlamentarische Führung, die große Zahl ihrer parlamentarischen Redner im Gegensatz zu anderen Fraktionen, haben dies bewirkt. Die Debatten über große Fragen, an denen die bekannten Parlamentarier der äußersten Linken sich betheiligen, sind dadurch zugleich die interessantesten des Hauses. Wohl keinen Redner des Hauses giebt es, der von sich sagen kann, bei großen Fragen derart aufmerksam angehört zu werden, wie Bebel. Wenn seine helle Stimme, frisch und kampflustig wie die eines Jugendlichen, ertönt, sammelt sich alsbald eine dichte Corona von Zuhörern aus allen Fraktionen um die Rednertribüne, und am aufmerksamsten hört man wohl vom Ministerische aus zu. Groß geworden mit der sich entwickelnden deutschen Arbeiterbewegung, Mitglied des Hauses seit den Tagen des Norddeutschen Bundes und des konstituierenden Reichstages von 1867, verleiht ihm dies ohnehin eine große Autorität gegenüber seinen Gegnern in der Debatte, wobei seine schlagfertige und überzeugende Beredsamkeit ihn noch besonders unterstützt. Neben Bebel steht der Alte. Auch er war unstrittig einer der interessantesten Redner des Hauses. Sein prächtiger Greisenkopf, die nobelstilische, hübschgeschmückte Art seiner Rede sicherte ihm stets eine aufmerksame Zuhörerschaft, wenn er auch recht oft von dem höhnischen Gelächter der Junker unterbrochen wurde, die ihn mit ihrem besonderen Gasse beehrten. Ein selten das Wort ergreifender Redner ist Auer; wenn er spricht, handelt es sich sicher um etwas Besonderes. Entweder giebt es einen Junker abzuschlachten, der sich mit allerlei Kniffen und Pfiffen, die gegen das Wahlgesetz verstoßen, sein Mandat erobert hat, oder sonst einen Schlag gegen den Gegner zu thun, bei welchem eine unerschütterliche Ruhe und ein heißer Sarkasmus die Wucht der Angriffe nur vergrößern. Ein ebenso seltener Redner ist Vollmar. Erhebt sich seine hohe Gestalt in dem militärisch geschnittenen Rock auf der ersten Bank der äußersten Linken, so kann das gespannt lauschende Haus sicher sein, eine in allen ihren Punkten interessante Rede zu hören. Der von der Rechten bestgehaßteste Redner der äußersten Linken ist Singer. Er versteht es, die Junker schlagend abzufertigen und seine gründliche Kenntniß der Geschäftsordnung hat ihn zu Zeiten heftiger parlamentarischer Kämpfe, wie z. B. im Kampfe um die lex Heinze, in denen die Minderheit terrorisiert werden sollte, zeitweilig führend für die ganze Linke gemacht. Als Vorsitzender der sozialdemokratischen Fraktion ist gerade seiner Beherrschung der Geschäftsordnung mancher parlamentarische Erfolg der Sozialdemokraten zu danken.

So hat die Linke, die Minderheit des Hauses, die weitaus geschicktere Führung, die größere Zahl der Redner.

Wir haben das namenlose Haus verlassen. Vom Königsplatz werfen wir noch einen Blick auf die massige Front. Zur Zeit führen die davor befindlichen Holzbauten den Gesamteindruck. Dort werden sich demnächst neue Denkmalsgruppen erheben.

Das namenlose Haus! In der Ornamentik der weitgestreckten Front erinnert Nichts an seinen eigentlichen Zweck. Es ist, als ob man gerade dadurch habe ausdrücken wollen, daß der Reichstag sich die Stellung, die ihm gebührt, erst noch erobern müsse. Bis dies erreicht ist, wird das namenlose Haus noch heftige Kämpfe sehen. Hoffen wir, daß in ihnen der Sache des Volkes stets der Sieg bescheert sei.



Wir gratuliren! Nach dem Gemälde von Theo Krust.

Copyright 1895 by Franz Hanfstängl, München.

Die Gewinnung und Verwerthung von Asbest.

Von F. M. Grempe.

Der rothe Asbest, der in chemischer Hinsicht große Ähnlichkeit mit der Hornblende hat, bildet Adern, die meist durch Sprengen des Felsgesteins gewonnen werden. Nachdem die anhaftenden Mineralien vom Asbest entfernt sind, hat man ein faseriges Rohmaterial gewonnen, dessen Farbe zwischen Weiß, Grau, Gelb und Grün schwankt. Die seidenähnlich glänzenden Asbestfasern fühlen sich fettig an. In Deutschland wird der sogenannte Serpentin-asbest zu Reichenberg in Schlesiens gewonnen; außerdem sind Hauptgegenenden für Asbest: der Oberwald, Tyrol, die Schweiz, Italien, die Pyrenäen, Sibirien, Canada und Australien.

Die Griechen lernten dieses faserige Material zuerst kennen und wegen seiner Feuerbeständigkeit schätzen. Die Beobachtung, daß Asbest durch Feuer nicht zerstört wird, führte dazu, daß er im Griechischen mit „asbestos“, also mit „Unverwundlich“, bezeichnet wurde.

Der kaspatische Flachs, der als Docht der goldenen Lampe im Tempel der Göttin Artemis ununterbrochen brannte, dürfte mit die erste praktische Verwendung des Asbests bei den alten Griechen gewesen sein. Von Plinius wissen wir, daß die Reichen der Wohlhabenden in Asbesttücher gehüllt und dann verbrannt wurden. Auf diese Weise wurden die Acheronten der auf einem Scheiterhaufen verbrannten Körper in einfachster Weise, ohne durch Rückstände des benutzten Brennmaterials verunreinigt zu sein, gewonnen.

Einigen aus Jerusalem kommenden Mönchen war es im Mittelalter vorbehalten, ihre Kenntnisse von der Unverwundlichkeit des Asbests zu einem einträglichen Schwindel zu benutzen. Die Mönche zeigten ihr geweihtes Gewebe und ließen es als Reliquie verehren; fanden sich nun Schmeißer, so warfen sie das Stück Zeug in's Feuer. Es löst sich leicht auflösen, daß es überall große Bewunderung hervorrief, wenn dann die frommen Männer das Gewebe wieder weiß und unverfehrt aus den Flammen herausnehmen konnten.

Kaiser Karl V. dürfte jedenfalls die Angabe Herodot's über Asbest gekannt haben. Dieser Geschichtschreiber berichtet nämlich, daß die Brahmanen aus Indien den Asbest gewonnen und daraus Gewebe verfertigten, die sie, sobald dieselben schmutzig waren, in das Feuer warfen, um dann das Gewebe daraus wieder rein und weiß hervorzuziehen. Karl V. besaß nun ein Tuch aus Asbest, das er — zum Entzücken vieler seiner Zeitgenossen, welche die Unverwundlichkeit dieses Materials nicht kannten — in gleicher Weise in die Flammen warfen und nachher unbeschädigt wieder herausnehmen ließ.

Demgemäß also schon früher Asbestgewebe bekannt waren, und obwohl auch Asbesttücher von ansehnlicher Größe hergestellt wurden, was daraus hervorgeht, daß man z. B. ein vier Quadratmeter großes Tuch aus diesem Material im Jahre 1702

in einem sehr alten Sarkophage aus Marmor in der Nähe von Rom auffand, so hat sich eine eigentliche Asbestindustrie doch erst in den letzten Jahrzehnten entwickeln können.

Um den Rohasbest für gewerbliche Zwecke zu verarbeiten, wird er von entsprechend konstruirten Zerkleinerungsmaschinen zerfasert, dann in Wasser aufgeweicht und gereinigt, um nunmehr für Erzeugnisse verschiedener Art verwertbar zu werden.

Die längeren Fasern werden zu Garn versponnen. Da aber die Asbestfaser immerhin etwas störrisch ist, so erfordert diese Verarbeitung geeignete technische Maßnahmen. Zum Theil wird auch ein Gemisch von Flachs- und Asbestfasern versponnen und später durch Behandlung im Feuer der Flachs wieder herausgebrannt. Von der Leistungsfähigkeit der Asbestspinnerei kann man sich eine annähernde Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß es zur Zeit möglich ist, aus diesem nicht besonders schmutzigen Material Garne herzustellen, die so fein sind, daß ein Faden von sechs Kilometer Länge nur ein halbes Kilo wiegt.

Die Asbestfäden werden zu Asbestzwirn vereinigt und dieser dann weiter verflochten. Auf solche Weise entstehen unverbrennbare Strickleitern, Asbestkleider und Isolirschläuche; ferner werden — oft unter Mitbenutzung von Blei und anderen Metallen, sowie von Baumwolle und Hanf — namentlich Packungen zum Dichthalten der Dampfleitungen daraus hergestellt. Asbestmatten kommen besonders auf Schiffen, um die Wärmeabgabe der Dampfessel herabzumindern, als Isoliermittel zur Anwendung. Bekanntlich bilden die Dekorationsmaterialien in den Theatern und sonstigen öffentlichen Lokalen eine große Feuergefahr, weil sie die Weiterverbreitung der Flammen erfahrungsgemäß ungemein begünstigen. Asbestdekorationen, die sehr schön bemalt sein können, haben natürlich den Fehler der Feuergefährlichkeit überhaupt nicht. Für Schmiede stellt sich die Benutzung unverbrennbarer Anzüge und Schürzen aus Asbest viel vortheilhafter und billiger als die Verwendung von Zeug oder Leder.

In unserer modernen Bauweise hat das Eisen vielseitige Verwendung als Konstruktionsmaterial gefunden. Wenn nun aber in einem Gebäude Feuer ausbricht, so werden die Eisentheile durch die Wärmeeinwirkung zum Erglühen und zur Ausdehnung gebracht. Man hat daher in letzter Zeit die Eisenkonstruktionen in Gebäuden nach Möglichkeit isolirt, und ein solches Isoliermittel ist gerade Asbest, welcher in Form sogenannter Matten um Säulen und Träger gelegt wird, und so diese vor den schädlichen Einwirkungen des Feuers schützt. Als Wärmeschutzmittel wird auch vielfach Asbestgewebe in Verbindung mit Kieselgaur verwendet.

Aus den Fasern, die zur Garnverarbeitung zu kurz sind, werden Asbestplatten und Asbestpapier gewonnen. Asbestplatten dienen zur Herstellung unverbrennlicher, leichter Wände und Dächer. Vielfach wird auch dieses Material zur Isolierung der einzelnen Stockwerke und der Treppen in Gebäuden verwendet; man erreicht dadurch, daß das Feuer auf seinem Brandherd beschränkt bleibt, also von einem Stockwerk nicht auf die übrigen Geschosse des

Hauses überspringen kann. Damit derartige Platten die nötige Festigkeit haben, werden sie auch mit Einlagen aus Eisenblech fabrizirt. Soll z. B. eine leichte Trennungswand aus Holz feuerfester gemacht werden, so braucht man nur derartige Tafeln von beiden Seiten darauf zu nageln; die Asbestplatten bilden bei solcher Verwendung gewissermaßen eine feuerfeste Hohlwand, deren Fugen mit Gips ausgefüllt werden. Den Nachweis, daß so isolirte Holzmaterialien wirklich feuerfester sind, hat man auf folgende Weise erbracht: Holztreppen und Wände, die mit Asbestplatten bekleidet waren, wurden der Einwirkung intensiver Hitze längere Zeit ausgesetzt, und sie blieben trotzdem vom Feuer unversehrt.

In den chemischen Laboratorien und Fabriken, wo es sich sehr oft darum handelt, Glas- und Porzellengefäße langsam und vorsichtig zu erhitzen, werden vielfach Unterlagen aus einer Asbestplatte mit Drahteinlage als sogenannte Feuerstühle verwendet. Auch eiserne Behälter zum Aufbewahren von Gels, Wertsachen und Dächern können durch geeignete Bekleidung mit Pappe aus Asbest feuerfester gemacht werden; dergleichen haben Asbestofenschirme den Vorzug der unbedingten Feuerfestigkeit gegenüber den bislang hierzu benutzten Materialien.

In den Fällen, wo es sich um Isolierung durch möglichst dünne Materialien handelt, wird Asbestpapier in erster Linie zu berücksichtigen sein. Die Industrie liefert aber Asbestpapier nicht nur in der Naturfarbe, sondern sie bringt auch schön bedruckte und gepresste Tapeten aus diesem unverbrennlichen Material zur Einführung.

Von sonstigen Verwerthungen des Asbestes sind noch hervorzuheben die Herstellung von unverbrennbaren Dächern für Lampen, von Contissen für die Theater, von Schutzvorrichtungen für die Feuerwehrlente, Heizer und für die Arbeiter in Walzwerken, Siebereien und ähnlichen Werkstätten, wo mit glühenden Metallen z. hantirt werden muß. Durch Benutzung geeigneter Kleidungsstücke aus Asbest ließe sich manche Verbrennung verhüten und mancher Unfall vermeiden.

Natürlich wird es zunächst nur da möglich sein, die Anforderungen in Bezug auf Feuerfestigkeit wesentlich zu erhöhen, wo ein hervorragendes Interesse vorliegt, also besonders für die vielstöckigen Miethshäusern der Großstädte, für die Arbeitsräume, in denen mit feuergefährlichen Materialien umgegangen wird, und für Räume, in denen zeitweilig viele Menschen zusammenkommen (Theater z.). Verlangt aber die Deffentlichkeit mehr und mehr überall erhöhte Feuerfestigkeit, dann steht der Verwendung des Isoliermittels Asbest wegen seiner Feuerfestigkeit eine große Zukunft bevor.

Zum Schluß sei noch darauf hingewiesen, daß in letzter Zeit auch die Frage der möglichst weitgehenden Befestigung der Holztheile auf Kriegsschiffen und Handelschiffen immer mehr in den Vordergrund der Diskussionen der Fachleute getreten ist. Allen Anschein nach dürfte gerade im Schiffbau in naher Zukunft im Interesse der denkbar größten Feuerfestigkeit eine umfangreiche Verwendung von Asbestmaterialien eintreten. —

Zeitchen.

Novelle von Paul Krambitt. Autorisierte Uebersetzung von Albert Südekum.

Als sie ihr schlummerndes Kind wiegte an diesem schönen Nachmittage, dessen Tage herrlicher auf den Dächern und den Mauern lagerte, schlug plötzlich ein Windstoß mit lauten Krachen die auf den Treppenhaut hinausgehende Thür zu, die sie absichtlich offen gelassen hatte, um etwas Frische hervorzulassen. Der Säugling schrie auf, knurrte seine rothen Händchen zusammen und blinzelte mit seinen kleinen, schlummernden Augen, in denen der Wind kaum erlosch war.

„Der keine Angst, mein Schling“, sagte sie, „mein, mein... es ist ja nur die alte häßliche Thür, die ganz von selbst zugeht.“ Der

böse Wind treibt seine losen Streiche, siehst Du... so! Und nun rasch wieder eingeschlossen, mein Kindchen.“

Ohne das Kindchen anzunehmen, erhob sie sich nun die „häßliche Thür“ vollends zu schließen. Der Windstoß, der die Fenster erklüften ließ und die trockene Wärme in den Dachlufen hin und her schwenkte, hatte ein Gewitter angekündigt, das sich jetzt über der Stadt entlud. Dann zog sie ihren Stuhl zum Fenster hin, um das hübsche Kinde zu lassen. Der Schweiß perlte ihr auf der Stirn und rann ihr über den unbedeckten Hals. Vor lauter drei Wochen war sie vom Kindbett auf-

gestanden, sie fühlte sich noch sehr angegriffen und hatte an diesem schwülen Gewittertage, an dem man kaum zu athmen vermochte, fortwährend Umwandlungen von Schwäche.

Ah! Welche Erfrischung schon dieser kleine Luftzug brachte! Ein wohl'iges Gefühl überkam sie. Der Luftzug jaugte die Schweißtröpfchen auf ihrer Haut auf, das that ihr so gut. Ohne in dem mechanischen Wiegen inne zu halten und fast ohne das Schlummerleichen verstummen zu lassen, nickte sie einen Augenblick ein. Aber nur einen Augenblick, dann öffnete sie ihre Augen wieder.

„O, sieh' da, nun wäre Mamachen auch beinahe ein Bißchen eingeschlafen... Ja, wir schlafen

immer gut, nicht wahr, mein Lieb? Das ist auch das Beste; wenn man schläft, dann sündigt man nicht. Dann ist man glücklich . . . Dann hat man keinen Kummer, nicht wahr?"

Nun war sie wieder bei Dem angelangt, was ihre Gedanken fortwährend bewegte. Ein Schauer überlief sie, sie beugte sich auf ihr Kindchen herab, und presste ihm einen laugen, nervösen Kuß auf die Stirn, ohne daran zu denken, daß sie erschrecken und so auf's Neue aus dem Schlummer wecken würde.

"Nein, Du sollst es nicht so machen, wie Deine dumme Mama, nicht wahr, das schwörst Du mir, mein Herzchen! Du wirst Dich nicht wie sie unglücklich machen durch eine Unbesonnenheit, eine Laune. Man muß es zu schwer büßen. Das verspricht Du mir, mein Schatz, sag', Du läßt Dich nicht von den Männern verführen, wie man es mit mir gemacht hat . . . Die sind gar zu schlecht, weißt Du; die spielen doch nur mit uns, und wenn sie genug haben, dann verlassen sie uns. Ja, Du lieber Gott, was liegt denn auch denen daran? Sie brauchen ja die Folgen nicht zu tragen! Wenn man ihnen Alles gegeben hat, sein Geld, seine Ehre, sein Leben, dann sagen sie Einem noch, daß es nicht ihre Schuld ist, wenn sie Einem nicht mehr lieben und Einem hilflos sitzen lassen . . . Es ist eine Schande!"

Sie sprach feberhaft, Thränen des Jornes in den Augen, wie im Schmerze einer frischen Wunde, die bei den Worten noch blutete. Mehr und mehr erregt, umarmte sie von Neuem ihre Kleine.

"Nun warte nur, man wird Dich schon davor bewahren, mein Engel. Dir soll es ganz gewiß nicht so gehen, wie Deiner Mutter. Wenn ich daran denke, daß Du auch im Stande wärest, Dich von einem dieser Kerle zu Grunde richten zu lassen, dann möchte ich Dich wahrhaftig lieber erwürgen. . . . Nein, wenn Du Deine zwanzig Jahre alt bist, dann wird man Dich anständig mit einem braven Burschen verheirathen — wenn es solche überhaupt noch giebt. Ach, wie lieb, wie grenzenlos lieb ich Dich habe, mein Engel! Du hast Niemanden auf der Welt, als Deine kleine Mama, aber es soll nicht ihre Schuld sein, wenn Du nicht vernünftiger wirst . . ."

* * *

Nicht vernünftig und nicht glücklich, nein. Sie hieß Blanche Guillain, war zwanzig Jahre alt und nun seit einem Monat Mutter kleineren Genietes. Es war die alltägliche, ergreifende Geschichte, wie bei allen Denen, die in überflüthender Jugendkraft einen „Fehltritt“ begehen.

Ihr Vater war ein Eisenhändler auf dem Montmartre, oben in der Ramey-Straße; der Laden gerade so eng und gedrückt, wie die Gassen, die man dort führte; drei Zimmer hinter dem Kontor, die Kundschaft und der Verdienst gering; das Tageswerk lang und langweilig, nur Sonntags ein Lichtblick in diesem eintönigen Leben, wenn man Nachmittags in's Freie hinausging, oder ab und zu bei einer befreundeten Familie zum Essen geladen war. Troßdem schlug man sich so durch. Gesund waren sie Alle; eine große Tochter war schon verheirathet und anständig versorgt, ein Junge begann schon zu verdienen und ein Wackisch von fünfzehn Jahren lernte Konfektion, Vater und Mutter besorgten den Laden. Blanche arbeitete bei einer Mätlerin. Ein wohlhabender Vetter hatte ihr dort eine gute Stelle verschafft. Sie verdiente ihre zwei Mark täglich. Dazu legte ihr der Vater monatlich zwanzig Mark auf der Sparkasse an, um ihr eine kleine Mitgift anzusammeln, und gab ihr auch sonst noch manchmal eine Kleinigkeit für ihre Toilette.

Mittags aß sie mit zwei Freundinnen in einer Garliche beim Nordbahnhof. Obgleich die „Goldene Schnecke“ eine gute Viertelstunde von der Plättanstalt entfernt lag, so ging sie doch dort hin, weil die Küche gut und das Publikum dort nicht zu lärmend war. Mittags um halb Eins war regelmäßig fast Niemand mehr dort, so daß man in Ruhe speisen konnte.

Dort machte sie eines Tages die Bekanntschaft

eines jungen Drechslergehilfen, Namens Gaston Thiery. Zwei Monate darauf war er ihr Geliebter.

Die Geschichte spielte sich ab, wie immer. Ein frisches Mädchen mit einem kleinen Körnchen Poffektier; ein unternehmender Bursche, so wie sie alle sind mit zwanzig Jahren; der ungezwungene Verkehr im Restaurant und auf der Straße, nichts stellte sich ihnen entgegen als etwa die täglichen Ermahnungen der Mutter, die übrigens durch ihre häufigen Wiederholungen entschieden an Eindruck verloren hatten. Und war das denn der schlimmste Verführer, gegen den man sie immer zur Vorsicht ermahnt hatte, dieser nette und liebenswürdige junge Mensch, der ihr da einige Liebesworte zuküßelte? Und dann kam der leichte prickelnde Liebesrausch, der die Sinne umfängt, die Jugend, die ihre Rechte geltend macht.

Er war nicht der erste Anbeter, der ihren Weg kreuzte. War es denn ihre Schuld, daß sie hübsch gewachsen war und die Leute sich nach ihr umschauten? Aber sie hatte keinen von ihnen erhört. Zweimal hatte sie sogar schon das Restaurant gewechselt, um ihnen zu entgehen. Ein Fleischergehilfe hatte sie lange Zeit verfolgt, und es hatte sie Mühe gekostet, ihn abzuschütteln. Sie sah wohl, daß die Alle keine ernsthaften Absichten hatten; und auf etwas Anderes wollte sie sich doch nicht einlassen.

Welches Vertrauen hatte ihr aber Gaston vom ersten Tage ab eingelöst! Er plauderte mit ihr in höflichster Form; als Tischgenossen hatte man gute Kameradschaft geschlossen! Dann war er täglich zum Essen gekommen, anstatt wie früher nur einmal so im Vorbeigehen. Bald gewöhnte er sich daran, sie nach Tisch, wenn er ihr mit aufmerksamer Höflichkeit ein Täßchen Kaffee angeboten hatte, zum Geschäft zurückzubegleiten. Dann erbat er sich die Erlaubniß, sie Abends abzuholen und nach Hause bringen zu dürfen. Und so zeigte er sich immer lebenswürdig, jeden Tag ein bißchen kühner, aber so zart und mit so guten Manieren, daß sie ihm nicht wehren mochte.

Nach einem Monate ungefähr bat er sie Abends beim Abschied um einen Kuß. Als sie die Straße hinaufschritt, hatte sich Blanche geschworen, es ihrer Mutter zu sagen, und zu Hause hatte sie auch fünf oder sechs Mal das Wort auf der Zunge. Aber der Vater war gerade in schlechter Stimmung und wäre vielleicht aufgebraust. So schob sie es denn von Abend zu Abend auf; und je mehr ihre Intimität mit Gaston wuchs, um so schwerer wurde ihr das Sprechen. Es ist wahr: warum hatte sie denn nicht gleich bei Beginn ihrer Bekanntschaft zu Hause von ihm gesprochen, damals, als sie ihn noch nicht liebte? Dann tröstete sie sich darüber hinweg: „Ach, wenn er mich haben will, dann wird er schon kommen und um meine Hand anhalten.“

So süß, so beglückend war diese Liebe, daß alles Andere ihr gleichgültig wurde. Sie verpaßten keine Gelegenheit, einander zu sehen, und solcher Gelegenheiten gab es viele. Nur hätte sie gewünscht, daß er ihr Sonntags, wenn sie mit ihrer Familie spazieren ging, einmal wie zufällig begegnete. Dann konnten sie sich „Guten Tag“ sagen, sie würde ihn vorstellen, und alles Uebrige mochte sich dann von selbst ergeben. Aber er lehnte immer unter irgend welchem Vorwande ab, und in ihrer blinden Liebe schien ihr das gut. Sie besprachen gegenseitig ihre kleinen Angelegenheiten und hatten vor einander kein Geheimniß. Er wußte, daß sie schon ein nettes, kleines Guthaben bei der Sparkasse besaß, so ungefähr sechshundert Mark, seitdem sie monatlich ihr Zwanzigmarkstück dort hinterlegte. Was ihn betraf, so hatte er augenblicklich nicht viel aufzuweisen, aber das würde schon kommen, wenn er bei seinem Meister erst etwas mehr verdiente, als er zum Leben unbedingt brauchte. Er war allein in Paris; irgendwo in der Provinz bewirthschaftete eine alte Mutter mit seinem älteren Bruder ein kleines Anwesen; um ihm über den Anfang hinweg zu helfen, schickten sie ihm alle Monat zehn Mark. Hatten nicht Viele mit noch weniger begonnen? Und wenn man sich Anfangs ein bißchen einschränken mußte, konnte man darum nicht doch glücklich sein, da man sich so lieb hatte?

Als er sie eines Abends wie gewöhnlich an der Straßenecke vor ihrem Geschäfte erwartete, bat sie ihn, sie zur Sparkasse zu begleiten, wo sie ihre zwanzig Mark abliefen wollte. Er ließ sich nicht lange bitten, und als sie so Arm in Arm dahin schritten, sagte er:

„Weißt Du was, Du könntest eigentlich heute Abend mit uns in's Theater gehen, Liebchen? . . . Es wird „Gernani“ gegeben, ein großartiges Stück, sage ich Dir; das wäre ein famoser Plan. Ein paar Kameraden von mir kommen auch hin mit ihren Freundinnen; und es wäre doch zu langweilig für mich, wenn ich den ganzen Abend allein dabei sitzen sollte. Wir könnten einen prächtigen Abend zusammen erleben, was?“

Ein flüchtiger Blick leuchtete in den Augen Blanche's auf.

„Aber . . . ich muß doch zum Essen,“ sagte sie. „Es ist schon halb acht . . . Und was soll ich denn überhaupt zu Hause sagen? . . .“

„Ach was, Du brauchst überhaupt nicht erst nach Hause zu gehen. Um keine Zeit zu verlieren, werden wir da gleich in der Nähe des Theaters in einem Restaurant ein bißchen essen. Gerade der Anfang ist das Allerhöchste von dem Stück . . . Nein, das dürfen wir uns nicht entgehen lassen! . . . Komm' nur mit, mein Schatz!“

Noch immer zögernd stotterte sie: „Aber . . . zu Hause . . .“

„Ach, man wird auch nicht gleich Angst haben um Dich. Um halb elf, wenn das Theater aus ist, da kannst Du auch noch nach Hause kommen. Ich begleite Dich, da ist doch garnichts dabei. Du würdest es mir auch nicht abschlagen, wenn . . .“

„Ja, kann man es denn wirklich thun?“ fragte sie. Ein Druck seines Armes und ein Blick seiner Augen zwangen sie unter seinem Willen. So folgte sie ihm denn, nicht ohne inneres Sträuben.

Aber in dem Augenblicke, in den die Nähe Gaston's sie versetzte, in der feberhaften Freude, die ihr dieser Abend bereitete, während sie so an die Schulter ihres Freundes gelehnt dort saß, seine Hände in den ihrigen haltend und mit allen Sinnen die Leidenschaft einjagend, die aus den Worten des Poeten ausstrahlte, da beruhigte sich ihr Gewissen bald. Und als er dann nach Schluß des Theaters sie nicht nach der Rameystraße brachte, sondern in ein Café führte, und dann, als es ein Uhr geworden war, ihr sagte, nun könnte sie doch nicht mehr nach Hause gehen und müßte, wenn sie nicht auf der Straße schlafen wollte, mit zu ihm in sein Zimmer kommen, da setzte sie diesem Verlangen nur schwachen Widerstand entgegen.

Und doch riß sie sich vor seiner Hausthür noch einmal von seinem Arm los.

„Nein, laß mich, ich will doch nach Hause gehen,“ sagte sie, „es ist besser so. Auf Wiedersehen!“

Aber er hielt sie zu fest in diesem Augenblicke, als daß sie seiner Hand, seinem Mund entweichen konnte.

„Ich will es so haben,“ rief er, „was hast Du denn für eine so lächerliche Angst? Du sollst doch bei mir sein.“

Zitternd und mit erlöschender Stimme hauchte sie ihm zu: „Ach, ich hab' Dich ja so lieb.“

Sie waren in's Haus eingetreten. Als sie den Fuß auf die erste Treppenstufe setzte, wäre sie beinahe ohnmächtig geworden: Silber der Freude, der Seligkeit, der Furcht schossen ihr durch den Kopf. Er aber nahm sie, heftete seine Lippen auf die ihren und trug sie die Stiegen hinauf.

Am anderen Tage ließ er sie nicht in ihr Geschäft gehen. Was, am frühen Morgen sollte man sich schon trennen? Das wäre ja kaum der Mühe werth gewesen. Was ihn betraf, so hatte er am Abend vergessen, ihr zu sagen, daß er seinem Meister den Dienst aufgekündigt hatte. Man hatte sich gestritten, weil der Andere behauptete, er habe eine Arbeit schlecht gemacht, und dabei war doch nur das schlechte Holz schuld gewesen . . . Aber er hatte schon einen anderen Platz in Aussicht, einer seiner Freunde habe sie ihm besorgt, eine gute Stelle, dort würde er leicht Arbeit finden. Natürlich erst nächste Woche, denn man wollte doch nun erst seine junge

Liebe auskosten; das war ja doch das einzig Schöne auf der Welt.

Sie hatte keinen anderen Willen mehr als ihr Geliebter. Aber sie wollte doch am Morgen an ihre Eltern schreiben und bestand so hartnäckig darauf, daß er ihr keinen Widerstand wagte.

So schrieb sie denn an ihre Mutter und bat sie, sich ihretwegen nicht zu beunruhigen, erzählte ihr von ihrer Liebe, ersuchte Verzeihung wegen ihres Ausbleibens und gestand ihre Schwäche, ohne sich doch als unschuldig hinzustellen. „Gaston ist ein braver Bursche, der sich gerade so wie ich durch seine Liebe hat hinreißen lassen. Es ist wahr, er hat kein Geld, aber er ist ein guter Arbeiter und wird bald mehr verdienen als ich. Er hat sich bereit erklärt, mich zu heirathen unter der Bedingung, daß Ihr uns Eure schriftliche Einwilligung zu dem Bunde gebt. Wir lieben uns zu sehr, als daß wir uns jetzt verlassen könnten, und wir wollen lieber zusammen sterben, als uns trennen.“ Am Schlusse gab sie ihre Adresse an und bat ihre Eltern, deren gehorsame und treue Tochter sie trotz alledem bleiben wollte, ihrem Glück keine Weigerung in den Weg zu stellen, die sie doch nur bereuen müßten.

Dieser Brief, den sie Gaston zu lesen gegeben hatte, beruhigte sie ein wenig und sie glaubte, ihm nun noch mehr zu gehören. Sie trug ihn gemeinsam Vormittags zur Post, damit er noch Abends ankäme und sie am folgenden Morgen auf Antwort rechnen könnten.

Nach dem Mittagessen wollte Gaston sie ein wenig nach Reudon in die frische Luft führen. Brauchten sie nicht Badedegnen und Freiheit für ihre Liebe?! ... Ach, sollte das schon werden, sich da draußen, beim herrlichen Sonnenschein, im Gras zu wälzen! ... In Wirklichkeit wollte er nur nicht mit Blanche zu Hause bleiben. Er hatte Angst, der Vater möchte kommen und sie holen. Blanche sagte nichts, dachte aber wahrscheinlich dasselbe. Mit Worten konnte ihnen der Alte vielleicht alles Mögliche versprechen und später nichts

halten; durch einen Brief aber gab er sich ihnen viel sicherer in die Hand. So brachen sie denn auf mit fünfundsanzig Mark, die Gaston sich erspart hatte. Zum Essen wollten sie wieder zurück sein. Aber da draußen verspäteten sie sich, verjämerten den Zug, speisten in einer Gartenwirtschaft am Ufer der Seine und blieben bis halb zwölf Uhr Nachts in einem Tanzlokal zu Meudon. Mitternacht war schon vorüber, als sie heimkehrten.

Sie hatten recht kalkulirt. Da seine Tochter nicht heimgekehrt war, so war Vater Guillain schon am frühen Morgen in die Kläntanstalt geeilt, um sich nach ihr zu erkundigen. Blanche war wie gewöhnlich Abends etwa gegen sieben Uhr fortgegangen, so sagte man ihm, ohne daß man etwas Besonderes an ihr bemerkt hätte. Bei Guillains hatte man eine schlechte Nacht verbracht, und der folgende Tag war womöglich noch schlechter. Die Polizei, die man benachrichtigte, hatte bereits Nachforschungen angestellt, als gegen fünf Uhr der Brief ankam. Das war ein Schlag! Aber jetzt war keine Zeit mehr mit langen Nachreden zu verlieren. Der Vater warf sich in seinen Sonntagstaat. „Wenn sie sich wegwerfen will, nur immerzu“, so rief er. „Dafür hat man aber sie, denke ich, doch nicht erziehen lassen, zu so was ... Wenn das Eure ganze kindliche Dankbarkeit ist, so danke ich dafür! Ich will gar nichts mit ihr zu thun haben ... Fehlte gerade noch, daß ich ihr eine Mitgift gebe, damit sie mit ihrem Galan durchbringt! Na, die kann lange warten auf meine Antwort!“ Aber seine Frau, die daran gewöhnt war, diese kurzen, heftigen Zornesgewitter über sich ergehen zu lassen, redete ihm gut zu: Natürlich, es war Unrecht, was sie gethan hatte ... Aber, wenn er nun ein unabhängiger Kerl wäre? Es wäre wunderbar, wenn sich Blanche von einem Nichtsnutz hätte ködern lassen ... Und dann, wer könne denn wissen, vielleicht würde sie gar noch ganz schlecht, wenn sie mit ihrem Gelde zu Ende wäre, was doch nicht lange dauern könne ...

Dieser Gedanke brachte Guillain zur Besinnung. „Das nichtsnutzige Mädel verdient garnicht, daß man sich so viele Sorgen um sie macht“, grollte er. „Aber es ist ganz egal, ich muß nach ihr sehen ... Nur mag Dein Verzug sich ja nicht einbilden, daß ich schreibe, ehe ich den Gaston gesehen habe ... Himmel Donnerwetter, solche Sprünge macht man nicht mehr in meinem Alter. So schlau, wie Der, sind wir auch noch!“

Kurz, er war dann, halb im Lauffschrift, nach dem in der Adresse genannten Hause gerannt. Als er um sieben Uhr dort ankam, war noch Niemand dort. Der Portier, mit dem Guillain sprach, wußte auch nicht viel zu sagen. Herr Gaston Thierry hatte das Zimmer erst seit acht Tagen gemiethet. Man wußte nur, daß er sich auf dem Meldeztel als Drechsler eingeschrieben habe. In der Nacht vorher war er mit einem jungen Mädchen nach Hause gekommen, das stimmte; heute Vormittag waren sie zusammen ausgegangen. „War das vielleicht Ihre Tochter, mein Herr?“

Die Frage war ganz harmlos gestellt, denn der Mann sah dergleichen Geschichten alle Tage, aber Guillain zuckte bei den Worten beleidigt zusammen und brach die Unterhaltung, die doch zu nichts führte, ab. Unterhalb Stunden ging er auf dem Trottoir vor dem Hause auf und ab; er fühlte, wie die Wuth in ihm von Minute zu Minute stieg; um neun Uhr klingelte er noch einmal.

„Wenn Herr Gaston Thierry zurückkehrt, dann sagen Sie ihm, daß ich zwischen elf Uhr und Mitternacht noch einmal wiederkommen werde ... Er soll mich erwarten. Wenn nicht, dann können Sie ihm sagen, daß ...“

Er suchte nach einem passenden Schluß für diese Worte, denn er schämte sich, die Geschichte in ihrer ganzen Nacktheit aufzudecken, die er doch schon halb enthüllt hatte.

... können Sie ihm sagen, daß Alles aus ist und daß er von mir garnichts zu erwarten hat.“

(Fortsetzung folgt.)



Die Säbliche.*

Der Kleiner war die Krücke unerschütterlich Als Stütze für ein altes schwaches Knie. Die Kinder — höchst wie wir! — verhöhnten sie, Wenn sie zur Schule ging, und riefen: „Pfiu! wie hässlich!“

Das Leiden wich, doch schien ihr Knie bläulich Und krank. Allein, verbittert war sie nie. — Ein Kraker kam, — sie sprach mit Energie Ihr „Bein!“ Die Stunde blieb ihr unversehrt.

— Nicht Frau, nicht Mutter wird ein reiplos Weib. Had regt sich ein Gefühl im weichen Leib Da einem Kind, das nicht vom rigaren Blut ist

Had das sie doch mit opferwill'ger Lust Aufwacht und glücklich preßt an ihre Brust, Fällt's Kraker ein, zu sagen: wie sie gut ist!

Albert Reint.

Wir gratuliren! Zwei hübsche und muntere Kinder hat's den elf und zwölf Jahren, die die Mutter zum Herrn Kraker geschickt hat, damit sie ihn zu seinem Nickerchen grüßten. Herrn Sonntagmann haben die Danteln angelegt; das weiße Hemdchen, das hübsche Fuchschütz und das handliche über den Hüften durch ein Gürtelband angehängte Knie, dessen kurze Kettel die sich schon rumbewegten sind runde bis zum Oberbogen hinüber. Ein Sonntagmann, wie man ihn nur in England zu tragen gewohnt ist.

Der der Thür des Krakers haben die beiden noch einmal Halt gemacht. Die Kleine, der die blauen Haare so fest aus dem weißen Hemdchen hervorstachen, sagt ihr Scherzhaft: „Pfiu! wie hässlich!“ Die Mutter antwortet ihr, noch einmal her. Ein hübsches Mädchen spielt dabei mit ihrer Zunge und läßt die weißen Zähne sehen. Die kleine Schwester juchhet. Auch sie kennt das Sprüchlein

„Die französische Sprit im 19. Jahrhundert.“ Von Sigmar Rehring. Göttingen und Leipzig, Bismarck & Kump.

in- und anwendig, denn oft genug hat's die Kleine schon dabei hergeholt.

Sicherlich wird sich der Herr Kraker über den Hyazinthenstumpf und den Strauß frischer Frühlingsblumen freuen! Und der Lohn für ihren Glückwunsch wird auch nicht ausbleiben, denn — Kraker gab es bisher an jedem Geburtstag des Herrn Krakers.

Lachstaktorien am Columbia (Nordamerika). Ungeheure Mengen von Lachsen finden sich fast in allen Flüssen des nördlichen Nordamerikas; besonders charakteristisch ist die Lachserei jedoch für den Columbiafluß, wo dieser Obelisk mit Regen, Spießen und Fischrädern während neun Monaten im Jahre gefangen wird. Diese Fische — ein einzelnes Fischrad fängt an einem Tage gegen rund 15000 Lachs — kommen theils lebendig an Ort und Stelle, theils in gefrorenem Zustande und theils als Fischfleisch (Fischkonserven) in den Handel. Der Ort, wo die Fischkonserven hergerichtet werden, heißt „Cannery“ (Fischerei). In eine solche Cannery führt uns Franz Dostlein in seinem Buch „Von den Antillen zum jenseitigen Meere“ (Jena, Gustav Fischer): Eine Cannery ist meist auf Pfählen weit in den Fluß hinausgebaut; durch den Breiterboden kann man den Wasserpegel erhöhen. Eine lange Pfahlbrücke verbindet die Anlage mit dem Lande. Ich habe nur eine kleine Cannery besucht, aber da war es mir schon des Gemeinens genug.

Man tritt ein und sieht vor sich einen großen Haufen der kleinen, silberglänzenden Fische liegen, von denen manche eines hochgewachsenen Mann an Länge erreichen. Die kleine Faktorei beschäftigt nur eine Serie von Arbeitern, wie die großen Establishments deren eine ganze Anzahl anweisen. Zwei Männer heben die Fische auf und legen sie einem dritten Chinesen auf einer Bank vor. Alle Arbeiter bei dem blutigen Geschäft sind Chinesen; nur Aufseher, Verwaltungsbeamte, Zahlmeister ufm. sind Weiße. ... Seine Mann also laßt den Fisch, legt ihn richtig vor sich hin und entleert mit einigen geschickten Hieben Kopf, Schwanz und Flossen. Sein Hadenmesser kommt nur so durch die Luft und die abgetrennten Theile fliegen in einen Holztrichter, aus dem ein unablässiger Regen von Fischtheilen zum Fluße hinab fällt. Ein geschickter Arbeiter vermag in dieser Weise an einem Tage 1700 Lachs zu erledigen.

Son ihm aus zeigen die Fische über die Bank dem

nächsten Chinesen zu; der schlägt den Leib auf und reißt mit einem Griffe die sämmtlichen Eingeweide aus der Leibeshöhle heraus, um sodann den Fisch in einen Bottich mit fließendem Wasser zu schleudern. Aus diesem holt ihn ein Anderer hervor, welcher mit größter Geschwindigkeit die Kieme vom hinteren Theile der Leibeshöhle wegträgt, worauf der gereinigte Fischleib von Neuem in fließendes Wasser kommt. Hierauf wandert jeder einzelne Lachs in die Schneidemaschine, in welcher eine Reihe parallel stehender Messer ihn in einzelne, gleich dicke Scheiben zerlegen. Diese Scheiben werden von einem anderen Chinesen je nach der Größe des Thieres mit einem gewöhnlichen Messer zerschnitten, um in die zinnernen Konservenbüchsen eingepackt zu werden. Die Fische werden also nicht geschuppt, höchstens einige Male mit dem Messer überhäutet. Die gefüllten Büchsen häufen sich auf einem Tische an, doch nur für wenige Minuten; dann werden sie entweber mit der Hand, was für sicherer gilt, oder mit einer Maschine zugebohrt. In geschlossenem Zustande werden sie sodann nach Prüfung der Dichtigkeit in Salzwasser getocht. Man wäscht Salzwasser, weil dieses auf eine höhere Temperatur gebracht werden kann, als gewöhnliches Wasser. Nachdem die Büchsen fünfviertel Stunden getocht worden sind, werden sie herausgenommen und angebohrt; dabei treibt der Druck alle Luft aus. Sie werden schnell wieder gelöhrt und sodann von Neuem auf anderthalb Stunden der hohen Temperatur des Salzwassers ausgesetzt. Dann wird nochmals die Dichtigkeit des Verschlusses geprüft, die Büchse lackirt, etikettirt und sofort verpackt. Im Allgemeinen ergeben drei Lachs vom Durchschnittsgewichte eine Stübe mit achtundvierzig Pfundbüchsen.

Die Berrichtungen gehen mit einer solchen Geschwindigkeit von statten, daß innerhalb einer Viertelstunde der Lachs noch leben und schon im kochenden Wasser sich befinden kann. Die ganze Prozedur, von dem Moment, wo der Lachs in die Faktorei gebracht wird, bis er in der Stübe in's Magazin wandert, nimmt höchstens vier Stunden in Anspruch. Dabei geht Alles recht reinlich her, die Fischreste verschwinden sofort im Fluße, oder vielmehr in den hungrigen Magen von Hunderten von Fischen, welche sich unterhalb des Pfahlbaues der Faktorei angeammelt haben.

Nachdruck des Inhalts verboten!